

MITTELALTERLICHE GLOCKEN UND BRONZENE TAUFBECKEN IN SIEBENBÜRGEN

Zusammenfassung

Mit der Sammlung der aus Bronze gegossenen Glocken und Taufbecken der östlichen Provinz des mittelalterlichen Ungarns, Siebenbürgen, wollte der Autor dem Leser eine fast unbekannte, bis heute in ihren Details noch unentdeckte Welt zeigen. Er wollte die vielen, mit hervorragender künstlerischer Sorgfalt geformten, sowohl aus epigraphischer, als auch aus kirchengeschichtlicher Sicht bedeutenden Denkmäler der Öffentlichkeit zugänglich machen. Diese Gegenstände sind herausragende technische Leistungen des Mittelalters und stellen die höchste Ebene des Handwerks dar, die von der Gemeinschaft eines Dorfes oder eines Marktfleckens im Mittelalter noch zu erreichen war. Da der Bronzeguss in der Regel der Schlussakt der Errichtung oder Erweiterung einer Kirche war, spielen die mittelalterlichen Glocken und Taufbecken auch als baugeschichtliche Quellen eine wichtige Rolle.

Die auswertenden Kapitel des Buches werden auf drei Katalogen aufgebaut: Katalog I umfasst die Glocken, Katalog II die bronzenen Taufbecken, Katalog III die Ziermotive, Medaillons und Plaketten, mit Daten über 391 Glocken, 9 bronzenen Taufbecken und 231 Ziermotive. Die Kataloge I und II sind alphabetisch nach den ungarischen Ortsnamen geordnet, wobei ein Ortsregister hilft, sich in der heutigen rumänischen bzw. deutschen Namensform zurechtzufinden. Das Jahr der Datenaufnahme ist im Katalog bei jedem Stichwort angeführt. In den Fällen, als der Autor die Glocken nicht an Ort und Stelle untersuchen konnte, werden nur die einschlägigen archivarischen Daten angegeben. Zerstörte Glocken sind mit einem + gekennzeichnet, Stücke mit unbekanntem Aufbewahrungsort dagegen mit einem Fragezeichen (?).

Über die Beschreibung und die bewusst reiche bildliche Dokumentation der Glocken und der Taufbecken hinaus beschäftigte sich der Autor auch mit allgemeinen historischen Fragen, denn die mit Inschriften versehenen Gegenstände und die mit ihnen zusammenhängenden schriftlichen Quellen (Urkunden, Rechnungen, Steuerlisten) ermöglichten Gusswerkstätten und Meister zu identifizieren, ihre Beziehungen zu erschliessen, sowie den Handelsbereich der bedeutenderen Werkstätten zu bestimmen. Ausserdem wurden sowohl der Ursprung der Rohstoffe, wie auch zahlreiche liturgische Fragen untersucht. Als sehr lehrreich erwies sich die Analyse der westlichen Beziehungen der siebenbürgischen deutschen (sächsischen) Gusswerkstätten. Die Namen der mittelalterlichen Meister, die mit dem Bronzeguss in Verbindung standen, sind im Namenregister angeführt.

Grenzen der Forschung

Während der Sammelarbeit beschäftigte sich der Autor nicht nur mit den Glocken auf dem Gebiet des historischen Siebenbürgens, sondern er nahm auch die Denkmäler der westlich davon gelegenen, heute ebenfalls zu Rumänien gehörenden Komitate Sathmar, Bihar, Arad und Temesch auf. Dadurch konnte er erreichen, dass die das Glockenmaterial des heutigen Ungarns umfassende Sammelarbeit (Patay 1989) und die vorliegende Sammlung sich lückenlos aneinanderfügen. Die Sammlung beinhaltet die im Zeitraum von den Anfängen des 13. Jh. bis 1560 entstandenen Denkmäler. Die obere Zeitgrenze folgt jener grossen Bruchlinie, die sich in Folge der bewegten Geschichte des selbständig werdenden Siebenbürgens und der Wogen der Reformation auch in der Bronzegiesserei abzeichnet.

Nachleben der mittelalterlichen Taufbecken und Glocken. Forschungsgeschichte

Die Existenz der Glocken war schon immer dadurch gefährdet, dass ihr Material, die Bronze, einen erheblichen materiellen Wert darstellte, was für sie besonders in Kriegszeiten eine ernste Bedrohung be-

deutete. Das Buch gibt einen Überblick über die Geschichte der Glockenrequisitionen in Siebenbürgen, vom Befehl des Johann Szapolyai im Jahre 1538 bis zum Einsammeln der Glocken von riesengrosser Masse während des ersten Weltkriegs. Es gelang auch, dieses letzte Ereignis mit Hilfe zahlreicher unpublizierter Archivalien eingehend zu erleuchten.

Die forschungsgeschichtliche Zusammenfassung erstreckt sich auf die Sammel- und Auswertungstätigkeit von Friedrich Müller zu Mitte des 19. Jahrhunderts, auf die Erfassungen und Sammlungen anderer Bischöfe und Geistlichen der siebenbürgischen evangelischen Kirche im früheren Sachsenland (Georg Daniel Teutsch, Karl Fabritius, Johann Michael Salzer, Rudolf Theil, Friedrich Wilhelm Seraphin), sowie auf die bahnbrechende Tätigkeit der ungarischen Forscher Balázs Orbán im Szeklerland und Flóris Rómer in Siebenbürgen und in verschiedenen Orten Ungarns.

Die bedeutendste Gestalt der siebenbürgischen deutschen Forscher am Anfang des 20. Jh. war Victor Roth, der bei der Bearbeitung des mittelalterlichen künstlerischen Nachlasses der siebenbürgischen Deutschen auch den Denkmälern der Bronzegiesserei grosse Aufmerksamkeit schenkte. Das Interessante an seiner Annäherungsweise ist, dass er in seinen Schriften die kontinuierlichen deutschen Beziehungen der siebenbürgischen sächsischen Meister im Mittelalter mit grossem Nachdruck behandelte.

Nach dem ersten Weltkrieg und nach dem Anschluss Siebenbürgens an Rumänien wurden zur Erfassung der erhalten gebliebenen Denkmäler sogar von mehreren Kirchen Aktionen gestartet, unter anderen von der siebenbürgischen deutschen evangelischen und der ungarischen reformierten Kirche. Der zweite Weltkrieg verhinderte aber sowohl eine vollumfängliche Sammlung wie auch die detaillierte Publikation der Ergebnisse. Das wichtigste Ergebnis der rumänischen Forschung in Siebenbürgen (Virgil Vătăşianu) hängt mit einigen Ornamenten im byzantinischen Stil und mit griechischer Inschrift des Taufbeckens von Hermannstadt (Sibiu, Nagyszében, 1438) zusammen. Der Autor nahm überzeugend an, dass die Plaketten vom Metalleinband eines griechisch-orthodoxen Evangelienbuchs stammen und darauf hinweisen, dass die Goldschmiede in Hermannstadt auch von Rumänen aus der Walachei Aufträge bekamen, so vielleicht zur Reparatur oder Vervielfältigung einiger Goldschmiedearbeiten.

Die örtliche Forschung widmete den Glocken – mit wenigen Ausnahmen – in den letzten Jahrzehnten wenig Aufmerksamkeit, während die Glocken und bronzenen Taufbecken in den sich wegen der massenhaften Aussiedlung der deutschen und der Abnahme der ungarischen Bevölkerung Siebenbürgens entvölkernden Kirchen immer mehr in Gefahr gerieten. Die Gefahr besteht im ohne Sorgfalt durchgeführten Neuguss der Denkmäler, in den immer öfteren Kunstwerkdiebstählen und im illegalen Sammeln des Buntmetalls. Im Bewusstsein all dieser begann der Autor am Anfang der 1980-er Jahre, damals noch als siebenbürgischer Museologe eine umfassende Sammeltätigkeit, die er schon in Budapest gegen Ende der 1990-er Jahre beendete.

Rohstoffe des mittelalterlichen Bronzegusses

Laut Eintragungen in den Rechnungen in der ersten Hälfte des 16. Jh. wurde in den siebenbürgischen sächsischen Städten in Buda gekauftes Erz verarbeitet. Im Laufe des 16. Jh. wurde Kupfer ausser des Thurzó-Fuggerschen Unternehmens in Neusohl (Banská Bystrica/Besztercebánya) auch aus dem Erzgebirge Zips-Gemer in Oberungarn, vor allem aber aus Schmöllnitz (Smolník, Szomolnok) nach Siebenbürgen und in die angrenzenden türkischen Eroberungsgebiete geliefert. Ein wichtiger siebenbürgischer Knotenpunkt des Kupferhandels war Kronstadt (Braşov, Brassó), woher Lieferungen nach anderen Gebieten Siebenbürgens, bzw. – über die Pässe der Karpaten – auch nach Moldavien und in die Walachei kamen. Das Buch untersucht mit Hilfe zeitgenössischer Rechnungseintragungen die Linien der Kupfer-, Zinn- und Bleilieferungen, sowie die Preisänderungen der einzelnen Erzsorten im Laufe des 15. und 16. Jh.

Die Zusammensetzung der mittelalterlichen Güsse wurde durch Analyse zahlreicher Metallproben untersucht. Das wichtigste Ergebnis der Analysen war, dass das Material der Glocken, die *Zinnbronze*, sehr klar von der zur Herstellung von Taufbecken hergestellten Legierung mit hohem Kupferanteil, von der leichter zu giessenden, zugleich wesentlich billigeren *Bleibronze* zu trennen war, die auch zu den altertümlichen und mittelalterlichen Statuen verwendet wurde. Der Zinngehalt der Bronze der frühen

siebenbürgischen Glocken (13. und 14. Jh.) war erstaunlich hoch, was den Schmelzpunkt der Legierung zwar deutlich senkte, aber das Material der Glocken sehr zerbrechlich machte.

Gusstechnik, Form und Gewicht der mittelalterlichen Glocken

Das Kapitel stellt die Gusstechnik und die formtypologische Analyse der mittelalterlichen Glocken eingehend dar, und hebt die Eigentümlichkeiten der siebenbürgischen Glocken je nach Epochen und Werkstätten hervor. Das Gewicht der mittelalterlichen Glocken wurde im Verhältnis zu ihren Abmessungen getrennt untersucht, da im Laufe der Forschungen bezüglich der Anwendbarkeit der in der Fachliteratur üblichen Berechnungsformel grundsätzliche Zweifel entstanden. Auf Grund des Gewichts und der Grösse der bei den Requisitionen im ersten Weltkrieg gemessenen, später restituierten, bis heute erhalten gebliebenen Glocken gelang es, zu einem sicheren Ergebnis zu kommen: ihr Gewicht steht mit wenig Ausnahmen dem Gewicht derjenigen Glocken nahe, die nach der Limburger Norm als "sehr leicht" und "leicht" eingestuft wurden.

Mittelalterliche Glockengeschichte, Liturgie und Nutzung

Das Buch gibt einen Überblick über die Geschichte der Glocken und Schellen von der Urzeit bis zum Mittelalter. Es werden auch solche Angaben aus dem frühen Christentum nach dem Edikt von Mailand bekannt gemacht, die neben anderen Rufinstrumenten auf Glocken hinweisen können. In Zusammenhang damit geht der Autor auch auf die etymologischen und terminologischen Fragen der in den mittelalterlichen lateinischen Quellen vorhandenen Bezeichnungen (*signum, clocca, campana, nola, tintinnabulum*) ein.

Jeweils ein Unterkapitel beschäftigt sich mit der frühen Glockenbenutzung der westlichen Kirche, mit den Glockenfunden auf dem Gebiet der östlichen Kirche, und mit den mittelalterlichen Riten der Glockenweihe. Die Bedeutung der Glockenweihe ist deshalb so gross, weil die Inschriften zahlreicher Glocken und Taufbecken aus den liturgischen Texten der Einweihung stammen.

Glockeninschriften im mittelalterlichen Siebenbürgen

Der Text der frühesten Glockeninschriften Siebenbürgens aus dem 13.-14. Jh. lautet einheitlich: *O rex glorie veni cum pace*, der leider weder von der Jahreszahl noch vom Namen des Meisters ergänzt war. Die im frühen siebenbürgischen Denkmalbestand als ausschliesslich geltende Inschrift *O rex glorie veni cum pace* wurde in der Werkstatt zu Hermannstadt in einigen Fällen schon im 14. Jh., von der Mitte des 15. Jh. an schon konsequent in der erweiterten Form *O rex glorie veni nobis cum pace* verwendet. Die Werkstatt zu Schässburg im 15. Jh. bevorzugte die Variante *O rex glorie Ihesu Criste veni cum pace*. In den 40-er und 50-er Jahren des 16. Jh. erscheint auf den vermutlich in der Werkstatt zu Kronstadt hergestellten Glocken auch die weniger regelmässige Form *O rex glorie veni in pace*. Zu Ende des 15. Jh. entstand auch eine andere Variante, die in der ersten Hälfte des 16. Jh. schon sehr häufig verwendet wurde: *Christus rex venit in pace, deus homo factus est*. Diese wurde ab Ende des 15. Jh. – da sich der Text auf Christus bezieht – mit dem Zusatz *Jesus Nazarenus Rex Iudeorum* oder dem Monogramm *INRI* am Ende der Inschrift ergänzt.

Mit Christus bzw. mit dem Ritual der Kirchweihe hängt jener besondere Inschriftentyp zusammen, wobei die Buchstaben des *Alphabets* auf die Schulter der Glocke gesetzt wurden. Die inhaltlich mit der Liturgie der Glockenweihe verbundenen Inschriften zahlreicher siebenbürgischen Glocken betonen die besondere apotropäische Fähigkeit der Glocke. So war das auch im Fall der grossen Glocke von Baassen (Bazna, Bázna) aus dem 15. Jh. Man erwartete von ihrem Geläut, dass es durch die Kraft der Heiligen Dreifaltigkeit die bösen Lufthauche unschädlich macht (*Benedictus sit buius campane sonus in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti amen. Campane [sonus] destruatque auras nocivas Sancte Trinitatis virtus*). Denselben Gedanken widerspiegelt die Inschrift der Glocke zu Marienburg (Feldioara, Földvár), die ebenfalls im 15. Jh. in der Werkstatt zu Schässburg (Sighișoara, Segesvár) angefertigt wur-

de. Laut dieser Inschrift vertreibt die das Horn Christi genannte Glocke den Hagel, sie bricht den drohenden Sturm und wendet den Blitz ab (*Hac Cristi tuba pellatur grandinis turma, turbinis conflictus stringatur fulminis ictus*).

Den Namen der vier Evangelisten und der Heiligen Drei Könige der Bibel schrieb man auch eine besondere Kraft gegen schlechtes Wetter zu, deshalb wurden sie gerne in Glockeninschriften verwendet. In unserem siebenbürgischen Material erscheint die auf die vier Buchstaben des Namens Jahve hinweisende Inschrift *Tetragrammaton* ziemlich spät, erst im 15. und 16. Jh.

Die mit den kirchlichen Edikten des 13. und 14. Jh. verbundene, oft verwendete Glockeninschrift *Ave Maria gracia plena* weist auf das beim Abendlockengeläut dreimal zu wiederholende Gebet "Gegrüßet seist du Maria" hin. Dieser Typ der Inschriften erscheint im siebenbürgischen Denkmalbestand gegen Ende des 14. Jh.

Eine typische Gruppe der mittelalterlichen Glockeninschriften findet man auf jenen Glocken, die von Anfang des 15. Jh. zu Ehren (*ad honorem* ...) der Heiligen Jungfrau Maria oder eines Heiligen gegossen wurden, bzw. deren Umschrift um das Fürbitten dieser Heiligen ersucht (... , *ora pro nobis*). Die auf den Glocken genannten Heiligen sind häufig identisch mit dem Schutzpatron der jeweiligen Kirche, aber es gibt auch beachtenswerte Ausnahmen.

Da es um kirchliche Gegenstände geht, ist es selbstverständlich, dass der Text zahlreicher Glockeninschriften aus der Bibel oder aus der Liturgie (Hymne, Antiphon oder Psalm) stammt. Diese letzteren kannten nicht nur die Kleriker, sondern auch die gebildeteren Gläubigen auswendig, wie zum Beispiel die Hymne *Te Deum* (Bocșița/Magyarbaksa, Seiburg/Jibert/Zsiberk), die Maria-Antiphonen (Istihaza/Istvánháza, 1498: *regina celi letare*, Vădaș/Vadasd, 1502: ein Teil der *Salve Regina*), die Pfingstsequenz *Sancti spiritus assit nobis gratia* (Reps/Rupea/Kóhalom, 1488) oder eben die Psalmen (Căpușu Mic/Magyarkiskapus, 1527; Sântana Nirajului/Nyárádszentanna; Aleșd/Élesd).

Neben vielen anderen Bibelzitataten haben auch diejenigen Bibelstellen eine allgemeine historische Bedeutung, die zu beliebten Zitaten der Reformation geworden sind. *Soli Deo gloria*, besonders aber *verbum Domini manet in aeternum* wurden von der zweiten Hälfte des 16. Jh. an zu den meistverwendeten Glockeninschriften des protestantischen Siebenbürgens.

Eine andere, typisch späte Glockeninschrift ist die seit Mitte des 16. Jh. verwendete *da pacem Domine in diebus nostris* (Kleinkopisch/Copșa Mică/Kiskapus, 1548; Meschen/Moșna/Muzsna, 1548; Deutschkreuz/Criț/Szászkeresztúr, 1551; Michelsdorf/Veseuș/Szásznagyvesszős, 1557).

Bronzene Taufbecken

Die Taufbecken waren Ausstattungsgegenstände von grundlegender Bedeutung der mittelalterlichen Kirchen, die ausser dem Sakrament der Taufe auch bei zwei anderen kirchlichen Zeremonien eine zentrale Rolle spielten: bei der Segnung des Taufwassers am Karsamstag bzw. zu Pfingsten, und bei der Wiederaufnahme der Büsser am Gründonnerstag (diese uralte Tradition hatte ein langes Fortleben vom frühen Christentum bis zum Mittelalter). Ihre gemeinsame Behandlung mit den Glocken ist nicht nur dadurch begründet, dass beide Gegenstände zur grundsätzlichen Ausstattung der mittelalterlichen Kirchen gehörten, sondern auch dadurch, dass die bronzenen Taufbecken von denselben Meistern hergestellt wurden, die auch die Glocken gegossen haben. So sind die Glocken und die Taufbecken über ihr ähnliches Material hinaus auch durch zahlreiche Ziermotive und gusstechnische Details verwandt, sogar ihre Inschriften wurden mit den gleichen Buchstaben angefertigt.

Die zwei frühesten, einander ausserordentlich ähnlichen siebenbürgischen bronzenen Taufbecken (Mediasch/Mediaș/Medgyes, Schaas/Șaeș/Segesd) wurden zu Ende des 14. Jh. in der Werkstatt zu Hermannstadt hergestellt. Über ihre Meister verfügen wir über keinerlei schriftlichen Informationen. Wenn der in den Traubenblättern der Zierreihe des Taufbeckens von Segesd entdeckte Buchstabe *L* wirklich ein Monogramm ist, dann können wir vom *Meister L. und seinem Kreise* sprechen. Die hypothetische Iniziale sagt aber nichts von der Herkunft des Trägers dieses abgekürzten Namens, ebenso, wie von seiner – bestimmt nicht örtlichen – Ausbildung. Die erhaltenen Denkmäler machen aber das Bestehen einer Werkstatt wahrscheinlich, die sich auf Massenproduktion einrichtete und über eine feste

Technik verfügte. Der Meister der frühen siebenbürgischen Taufbecken war in erster Linie ein Glockengiesser, der die komplizierten Formen auf ein auch von den Glockengießern erfüllbares einfaches Niveau reduzierte. Er vermied die zusammengesetzten Formen und verliess mit umsichtiger Sorgfalt die Details, die mit der Figurengestaltung oder dem komplizierteren Montieren verbunden waren. Die edel gestaltete, aber erheblich vereinfachte Kelchform des Taufbeckens füllte er mit einer dichten Verzierung der Oberfläche aus. Die auch als Ornamente angebrachten Inschriftenbänder, unter ihnen die im Mittelalter am meisten verwendete Inschrift *O rex glorie veni cum pace*, wie auch die aus flachen Weinblättern bestehenden Friese waren auch für die zeitgleichen Glocken dieser Werkstatt kennzeichnend. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die nicht höher als mittelmässigen technischen Kenntnisse des Meisters und die unvermeidliche Reduktion der Form und der Ornamentik die Ursache dafür, dass die mit den mittelalterlichen siebenbürgischen Taufbecken vergleichbaren westlichen Becken im Allgemeinen indirekte Analogien sind, wenn wir uns nur auf die Grundformen konzentrierend die in Siebenbürgen unverwirklichten Details ausser Acht lassen.

Taufbecken wurden auch im Laufe des 15. Jh. sowohl in Hermannstadt als auch in der parallel betriebenen Gusswerkstatt zu Schässburg angefertigt. Alle siebenbürgischen Taufbecken aus dem 15. Jh. stellen eine durch einen Nodus gegliederte Kelchform dar. Im Falle von zwei zueinander ziemlich nahe gelegenen siebenbürgischen Städten, Hermannstadt und Schässburg fällt es mit Recht auf, wie sehr die hier gegossenen Becken voneinander abweichen. Das kann auch so interpretiert werden, dass ihre Giesser in der ersten Hälfte des 15. Jh. ihr Wissen anderswo erwarben. Diese Möglichkeit bekräftigen auch einige Taufbecken aus Sachsen (14.-15. Jh.), die miteinander ausser ihrem Bronzematerial nur dadurch verbunden sind, dass sie alle eine Kelchform mit Nodus darstellen, ihre Details weisen aber auf unterschiedliche Werkstätten in der weiteren Umgebung von Magdeburg, dem berühmten Zentrum des Bronzegusses hin. Der Überblick über die kelchförmigen Taufbecken mit einem Nodus in Sachsen bzw. in den angrenzenden Ländern und dabei die Festlegung ihres Ursprungs sind durch die Mängel unserer Forschungen eingeschränkt. Wir konnten nämlich die Analogien zum Kreis des Taufbeckens aus Hermannstadt nicht entdecken, und die zahlreichen Formvarianten aus Deutschland weisen auf die permanente Möglichkeit des Entstehens örtlicher Typen hin. Gleichzeitig konnte auch festgestellt werden, dass die einzelnen Varianten im Allgemeinen nur von einigen Exemplaren, manchmal von einem einzigen Stück vertreten sind, so ist es auch möglich, dass die Zerstörungen und Neugüsse der Denkmäler im Mittelalter und in der Neuzeit die Analogien spurlos vernichteten. Jedoch zeichneten die Parallelen jene weite Umgebung auf, wo die siebenbürgischen sächsischen Meister gelernt haben konnten. Über die den Lehrjahren im Ausland bzw. den unterschiedlichen Werkstattstraditionen zuzuschreibenden Unterschiede hinaus ist eine grosse Bedeutung dem Geschmack und dem Proportionsgefühl einigen besonders begabten, Schule machenden Glockengießern beizumessen, sowie – unseren Vermutungen nach in erster Linie – dem zeichnerischen Können der örtlichen Goldschmiede oder Künstler. Bei diesen einzeln geformten, in Siebenbürgen nie in bedeutenden Serien angefertigten Stücken war die Nachahmung der möglichen Muster von den Fachkenntnissen, vom Geschmack und dem Proportionsgefühl des Giessers her viel mehr beeinflusst, als im Fall des Glockengusses, das vielmehr eine Routinearbeit ist. In Kenntnis unserer Sammlung scheint zweifellos zu sein, dass den Guss eines bronzenen Taufbeckens nur die bedeutendsten Werkstätten und die am besten gebildeten Glockengiesser unternahmen.

Die Parallelstücke zu den typischen, kelchförmigen Taufbecken fanden wir in einer ziemlich weiten Region: im Gebiet des ehemaligen Oberungarns, Schlesiens und – vor allem – in den östlichen deutschen Ländern: in Sachsen und in Brandenburg. Die besten, doch nicht als eng zu bezeichnenden Parallele der siebenbürgischen Taufbecken findet man in Oberungarn: es sind die Produkte einer solchen Gusswerkstatt vielleicht in Kassa, deren Tätigkeit und Gussprodukten (die Taufbecken von Kaschau/Košice/Kassa, Tvaro ná/Duránd und das fragmentarische Becken von Stará Lesná/Felsőerdőfalva) in der Fachliteratur noch nicht genügend Bedeutung beigemessen wurde, so ist ihre Bearbeitung kaum mehr, als Erwähnung der Stücke.

Die anspruchsvollen und kostbaren Gussstücke wurden ausschliesslich in den bedeutendsten siebenbürgischen sächsischen Werkstätten angefertigt, ihre Besteller sind unter den bedeutendsten Persönlichkeiten der siebenbürgischen sächsischen Gesellschaft zu suchen.

Im Gegensatz zu den nur einmal gesegneten Glocken wurden die Taufbecken, genauer gesagt das darin enthaltene Wasser, jedes Jahr geweiht. Die bei der Einweihung der Becken gesagte Oratio, die vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit angewendet wurde und aus dem in der kirchlichen Überlieferung mit dem Namen von Papst Gelasius (492-496) verbundenen *Sacramentarium Gelasianum* stammt, ist deshalb besonders wichtig, weil sie die Hauptquelle der Inschriften der Taufbecken bedeutet.

Die steinernen Taufbecken der siebenbürgischen evangelischen Kirchen, die auch die Verhältnisse des späten Mittelalters konservierten, befinden sich heute in der überwiegenden Mehrheit der Fälle im westlichen Teil des Chors, vor dem Altar. Die Forschung ist darin aber sicher, dass diese Anordnung nicht aus dem Mittelalter stammt. Sowohl die ältere als auch die jüngere Fachliteratur vermutet, dass diese Becken ursprünglich im westlichen Ende des Schiffes, in der Nähe des Eingangs standen. Damit wäre sozusagen symbolisiert, dass ein neugeborenes Kind nur durch das allererste Sakrament, durch die Taufe die Kirche betreten darf. Die heutige Stelle der Taufbecken der evangelischen Kirchen in der westlichen Hälfte des Chors hängt engstens mit der Lehre der Lutherischen Reformation zusammen, die nur zwei Sakramente (die Taufe und das Abendmahl) annahm, und den Platz der Taufe und des Taufbeckens am wichtigsten Platz der Kirche, ausgesprochen vor dem Chor, in einer Höhe vor 1-2 Stufen bestimmte.

Gusswerkstätten in Siebenbürgen und im Partium

GUSSWERKSTÄTTEN VON HERMANNSTADT / Die hervorragendste Gusswerkstatt des mittelalterlichen Siebenbürgens war in Hermannstadt in Betrieb. Ihre Bedeutung zeigt sich in der hohen Anzahl der hier hergestellten Gussprodukte, im weiten Einzugsgebiet der Werkstatt, sowie im hohen Niveau und im Reichtum an den auf den Güssen von guter Qualität angewendeten Zierelementen. Die Werkstätten zu Hermannstadt – unter ihnen viele kurzlebige Gusswerkstätten, sowie mehr als ein Jahrhundert lang bestehende Familienunternehmen – umfassen den ganzen geforschten Zeitraum, vom 13.-14. Jh. an bis zur ersten Hälfte des 16. Jh.

Bei der Bewertung der Tätigkeit der Glockengusswerkstatt in Hermannstadt soll man vor allem auf die hervorragende Bedeutung der Stadt im Mittelalter hinweisen. Hermannstadt war die zentrale Siedlung der vom 12. Jh. an nach Südsiebenbürgen ziehenden deutschsprachigen Siedler (*hospites*), der Sitz der das Gebiet der privilegierten *provincia Cibiniensis* beinhaltenden, noch von Béla III. gegründeten Probstei, die später – zur Zeit vom König Sigismund – das grösste wirtschaftliche Gewicht unter den sächsischen Städten Siebenbürgens hatte. Auf ihre Bedeutung vor dem Tatarenzug weist das Erwähnen der Hermannstädter Mark im Privilegienbrief der Sachsen von Andreas II. (*Andreanum*, 1224) hin, auf ihre Entwicklung im 14. Jh. lässt das Privileg des ungarischen Königs Ludwig I. folgen, in dem der König den mit Polen Handel betreibenden Hermannstädtern die Privilegien der Kaufleute von Krakau, Kaschau (Košice/Kassa) und Leutschau (Levoča/Lőcse) zusicherte.

Bezüglich der Bearbeitung von Buntmetall ist es wichtig zu erwähnen, dass in Hermannstadt sowohl eine Prägwerkstatt als auch eine Münzkammer tätig waren, so mögen an der Herstellung und Vervielfältigung der die Bronzegüsse verzierenden Reliefs ausser den örtlichen Goldschmieden auch die Münzpräger und die Siegelhauer teilgenommen haben.

*Die Gruppe Maldorf (Viișoara/Domáld) - Szentábrabám (Avrămești): Glocken in Südsiebenbürgen im 13. und 14. Jh. / Während unserer Sammlung in der weiteren Umgebung von Hermannstadt sahen wir zahlreiche Glocken, deren Entstehungszeit sich als viel früher erwies, was bisher von der Forschung angenommen wurde. Da es um eine reiche Serie von einander ausserordentlich ähnlichen Stücken aus Südsiebenbürgen geht, können wir mit Recht vermuten, dass sie keine vereinzelt importierte Stücke, sondern Produkte einer regelmässig produzierenden unbekanntem örtlichen Werkstatt sind. Diese frühe Gusswerkstatt vermuten wir in Hermannstadt zu entdecken, wo die Forschung auf Grund von schriftlichen Quellen, Glocken- und Taufbeckeninschriften mit der frühesten städtischen Werkstatt Siebenbürgens rechnet. Auf allen Glocken finden wir den gleichen Text mit dem Hinweis auf Christus: *O rex glorie veni cum pace* – König der Herrlichkeit, komm in Frieden. Wenn wir aber die auf den ersten Blick gleichen*

Buchstaben der Glockeninschriften, vor allem das Verhältnis der Antiqua- und der Unzialschrift zueinander, sowie die Gestaltung der Unzialen gründlich untersuchen, können wir innerhalb dieser Gruppe Varianten voneinander abgrenzen. Da die Bestimmung dieser Variationen vor allem auf den Eigentümlichkeiten der Inschrift beruht, weisen die einzelnen Varianten mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht auf verschiedene, parallel produzierende Werkstätten, sondern auf unterschiedliche Hände und dadurch auf kleinere zeitliche Differenzen hin.

Zum beschriebenen, frühesten Denkmalbestand der Hermannstädter Gusswerkstatt gehören auch einige Glocken ohne Inschrift, was eine eindeutige Schlussfolgerung nahelegt: bei der Untersuchung der Werkstattbeziehungen im Fall unserer frühen Glocken genügt es nicht, uns nur auf die Eigentümlichkeiten der Inschriften zu stützen.

Die Tätigkeit der Glockenwerkstatt zu Maldorf-Szentábrahám hörte im Laufe des 14. Jh. plötzlich auf.

Die Glocke aus Petersdorf (Petrești/Péterfalva) und ihr Kreis (14. Jh.) / Die mehrere Jahrzehnte lange Lücke zwischen den Denkmälern des Typs Maldorf-Szentábrahám und den in Hermannstadt zum Ende des 14. Jh. hergestellten Glocken und Taufbecken, die mit der typischen Inschrift des Taufbeckens von Mediasch charakterisiert werden können, kann mit einigen Glocken, vor allem mit der Glocke aus Petersdorf und einigen weiteren verwandten Denkmälern ausgefüllt werden. Diese haben eine Majuskelschrift, ihre Entstehungszeit kann leider nicht näher bestimmt werden. Die Glocke aus Petersdorf vertritt schon eine neue Form, das klassische gotische Glockenrippe. Ebenfalls wichtig sind die Buchstaben der Glockengruppe von Petersdorf dar: nach den handgeformten Buchstaben aus Wachsstäbchen trifft man im erhalten gebliebenen siebenbürgischen Material zum ersten Mal in Formen vervielfältigte und auf die falsche Glocke applizierte Majuskeln. Über die neuen Detailformen und die vervielfältigten Buchstaben hinaus bedeuten im siebenbürgischen Denkmalbestand auch die an der Glockenschulter im Kreis umlaufenden Alphabet-Inschriften eine Neuigkeit. Die fragmentarischen, hier und dort ungeordneten Alphabete sind in mehreren Fällen von rechts nach links zu lesen, sogar ihre Buchstaben wurden häufig umgekehrt auf die falschen Glocken gesetzt. Daraus können wir auf die schwachen Schriftkenntnissen der Giesser schliessen, eher aber darauf, dass die von anderen angeordneten Buchstaben die des Schreibens unkundigen Meister nur – häufig sogar falsch – applizierten.

Die Werkstatt zu Hermannstadt zum Ende des 14. Jh. / Im Gegensatz zu den bisher behandelten Glocken, deren Hermannstädter Ursprung nur angenommen werden kann, wird jetzt eine solche Gruppe dargestellt, deren Verbreitungsgebiet in Südsiebenbürgen zwar identisch mit dem der früheren Stücke ist, die Denkmäler selbst knüpfen sich aber sogar an mehreren Punkten an die bestimmt aus Hermannstadt stammenden Bronzegüsse aus der ersten Hälfte des 15. Jh., ihr Hermannstädter Ursprung scheint also unzweifelhaft zu sein. Die zwei Säulen der ausführlichen Analyse sind die Taufbecken von Mediasch und Schaas. Die Tätigkeit der kurzlebigen Werkstatt brach gegen Ende des 14. Jh. ab.

Die Zeit des Meisters Leonardus (1420-30-er Jahre) / Bronzegüsse nachweislich Hermannstädter Ursprungs tauchen nach einer Pause von mindestens einem Vierteljahrhundert in den 1420-er Jahren wieder auf. Bereits die frühere sächsische Forschung wurde darauf aufmerksam, dass in der Umgebung von Hermannstadt sieben Glocken aus dem 15. Jh. und selbst das Taufbecken von Hermannstadt (1438) den Namen des Giessermeisters Leonardus (*Leonhardus*) auf sich tragen. Diese signierten und manchmal datierten Denkmäler bedeuten für uns den Ausgangspunkt, deren Anzahl durch unsere Forschung mit weiteren Stücken vermehrt wurde.

Die Produkte des Meisters Leonardus auf einer Karte dargestellt kann festgestellt werden, dass der Werkstattkreis des Meisters ein verhältnismässig kleines, gut abgrenzbares Gebiet umfasste: das nördlich von Hermannstadt liegende und bis zur Grossen Kokel reichende, durch Täler zerstückelte Hügel-land. Für die Ausdehnung dieses Gebiets ist kennzeichnend, dass die Entfernung der oben genannten Dörfer von Hermannstadt nur in Ausnahmefällen 40 km überschreitet.

Der im Verhältnis zum Verbreitungsgebiet der Gruppe von Mediasch wesentlich kleinere Werk-

stattskreis von Leonardus macht wahrscheinlich, dass in Südsiebenbürgen zu dieser Zeit auch eine andere Gusswerkstatt tätig war. Wie wir es unten sehen, fällt die Entstehung und Verstärkung der Gusswerkstatt zu Schäßburg auf diesen Zeitraum, auf die erste Hälfte des 15. Jh.

In den schriftlichen Quellen der Zeit konnten wir keine Spuren des Meisters Leonardus finden. Von seinem Leben und seiner Tätigkeit wissen wir nur so viel, was die Inschriften bzw. die sich in Hermannstadt und in ihrer Umgebung zu befindenden Güsse verraten. Als er die Glocke von Haschagen (Haşag/Hásság, 1429) goss, nannte er sich *magister*, nach den damaligen Begriffen zählte er also nicht mehr zu den Jüngeren. Seine früheste Arbeit, die wir kennen – wenn wir das unklare Datum richtig entzifferten – ist die 1424 gegossene Glocke von Donnersmarkt (Mănărade, Monora). Wenn wir daran denken, dass zwischen den Glocken des Typs Mediasch vom Ende des 14. Jh. und den Hermannstädter Arbeiten aus dem 15. Jh. im ersten Viertel des 15. Jh. eine grosse Lücke gähnt, sollen wir im in den 1420-er Jahren auftauchenden Meister mit einem deutschen Namen einen ein- oder heimgezogenen, mit grosser Wahrscheinlichkeit im Ausland gelernten Giesser sehen. Kennzeichen dafür sind die von ihrem ersten Anwender als Leonardus-Rosetten genannten kleinen Brakteaten zur Trennung der Worte, die der Meister von Hermannstadt – wie die Münzenabdrücke auf den ähnlichen westlichen Denkmälern – oft in spielerische Formen anordnete. Die von Leonardus angewendeten Zierelemente weisen übrigens darauf hin, dass Leonardus an einem Ort gelernt haben musste, wo in der Verzierung der Glocken und der Taufbecken verschiedene figurverzierte Reliefs, darunter in auffallend grosser Zahl weltliche Goldschmiedearbeiten, vor allem Kleidungsschmücke und Gürtelbeschläge hervorragende Rolle spielten. Bei der Übersicht des europäischen Materials stellte es sich heraus, dass als solche Gebiete vor allem die nördlichen und östlichen deutschen Länder (Niedersachsen, Sachsen, Brandenburg, Thüringen) zu betrachten sind. Es ist wohl kein Zufall, dass auch die parallelen Formen der kelchförmigen Taufbecken hier anzutreffen sind, obwohl die fortentwickelte Kelchform des Taufbeckens des Meisters Leonardus eine selbständige Invention enthaltende Arbeit ist. Seine Werkstatt arbeitete auch nach seinem Tode – mit unveränderten Buchstabentypen und mit der Verwendung zahlreicher alter Matrizen – ununterbrochen weiter.

Die zweite Hälfte des 15. Jh. / Ein Vierteljahrhundert nach der bisher bekannten spätesten Arbeit vom Meister Leonardus treffen wir wieder einen Glockengiesser aus Hermannstadt an. Der Name *Andreas clockengeysser* wurde ins Zunftbuch der örtlichen Schneiderzunft aus dem Jahre 1462 eingeführt. Wir verfügen weder über weitere schriftliche Angaben noch über signierte Werke von Meister Andreas.

Aus dem dritten Viertel des 15. Jh. stammt auch eine andere Angabe bezüglich der Werkstatt, welche entweder zeitgenössisch oder ein wenig jünger zu sein scheint. Gemäss einer näher nicht datierten Steuerliste bezahlte die Witwe des Giessers Michael (*Relicta Michaelis Gisseren*) eine erhebliche Summe als Steuer, was darauf schliessen lässt, dass sie die Werkstatt ihres verstorbenen Mannes übernommen hat. Die Annahme wird dadurch verstärkt, dass die Liste keine anderen Giessernamen enthält.

Die obigen Ausführungen belassen uns in völliger Ungewissheit, wer von den beiden Giessern der Meister aus Hermannstadt gewesen sein mag, der in den 1470-er Jahren mehrere, mit Jahreszahl versehene Glocken und ein hervorragend konstruiertes und hergestelltes Taufbecken (Klein-Schelken/Şeica Mică/Kisselyk, 1477) anfertigte. Was sich anhand seiner Werke feststellen lässt, ist seine eindeutige deutsche Abstammung (seine beliebte Inschrift ist: *Ihesus Cristus hilf uns*) und seine enge Beziehung zur Werkstatt des Leonardus. Dies letztere wird durch die ähnliche Form der Glocken, die verwandten Minuskeln, die gleichen Trennungszeichen, das mit der Form des Hermannstädter Beckens äusserst eng verbundene Taufbecken von Klein-Schelken und die in der Hermannstädter Werkstatt auch früher verwendeten Ornamente bewiesen. Nach unserer Annahme war der Sohn dieses unbekanntem Meisters jener Peter, der 1463 an der Wiener Universität als *Petrus Fusoris de Cibinio*, bzw. nach dem Beruf seines Vaters als *Petrus Clokengisser* auftaucht. Den Sohn treffen wir 1476-1477 immer noch in Wien an, wo er unter dem Namen *Petrus Giesser de Cibinio* Mitglied der *natio Hungarorum* ist. Den Titel *baccalaureatus artium* erwarb er 1479 ebenfalls hier, was darauf hinweist, dass sein Vater schon ziemlich alt gewesen sein mag, als er sein Hauptwerk, das Taufbecken von Klein-Schelken 1477 goss. Die den Rand des Taufbeckens umfassenden grossen Plaketten entstanden in der ersten Hälfte oder gegen Mitte des 15.

Jh. (das Relief mit dem Bildnis des Heiligen Bernhardinus von Siena z.B. erst nach der Kanonisierung im Jahre 1450) vermutlich in der Rheingegend. Ihr erstaunlich frühes Erscheinen in Siebenbürgen kann vielleicht eben mit dem im Ausland studierenden Sohn in Zusammenhang gebracht werden.

Die Glocken des Meisters Wolfgang / Die jeweiligen Epochen der Bronzegusswerkstatt zu Hermannstadt waren bisher immer nur von den Produkten je einer Werkstatt gekennzeichnet, obwohl der Autor feststellen konnte – wie z.B. bei den Glocken und Taufbecken der Gruppe von Mediasch –, dass innerhalb der gleichen Werkstatt gleichzeitig auch mehrere Hände tätig waren. Im von uns untersuchten Zeitraum können wir erst vom Ende des 15. Jh. an mit parallel tätigen, selbständigen Werkstätten rechnen. Das Produkt einer solchen Werkstatt ist die 1501 gegossene Glocke der Franziskaner von Mediasch, die laut ihrer Inschrift *per magistrum Wolfgangum Cibiny*, also in Hermannstadt im Jahre 1501 angefertigt wurde. Obwohl diese Zeit besonders reich an schriftlichen Angaben ist, konnten wir den Meister nicht identifizieren. Das ist besonders bedauerenswert, denn die Glocke von Mediasch ist kein alleinstehendes Produkt eines sich hier vorübergehend aufhaltenden Meisters, sondern ein Werk, mit dem eine ganze Reihe verwandter Denkmäler verbunden werden kann.

Glockengiesserei in Hermannstadt zu Ende des 15. Jh. und zu Anfang des 16. Jh. / Der bedeutendste Giesser des ausgehenden 15. Jh. in Hermannstadt, Meister Martin (*Martin Clackengisser, Clackysser*) war vermutlich nicht mehr ganz jung, als sein Name in den Steuerlisten auftauchte, darauf weisen mindestens seine im öffentlichen Leben der Stadt erfüllte Rolle und sein Titel *providus vir dominus*. Die Urkunden aus den Jahren 1485-87 erwähnen ihn als Stadtrichter (*villicus*), als solcher war er als Zeuge bei der Beurkundung der letztwilligen Verfügung des Bürgermeisters von Hermannstadt, Thomas Altemberger im Jahre 1485 anwesend. Sein Name wird zum letzten Mal im April 1492 erwähnt. Sein fragmentarischer Lebenslauf beweist, dass die genannten Glockengiesser – als Abkömmlinge von seit Generationen städtische Bürgerrecht genießenden Familien – über beträchtliches Ansehen und den eingezahlten Steuern gemäss über einen ansehnlichen finanziellen Hintergrund verfügten, der ihren Söhnen sogar ein Auslandsstudium ermöglichte. In dieser Beziehung soll erwähnt werden, dass in den Matrikeln der von den siebenbürgischen Sachsen traditionell geliebten Universitätsstadt Wien 1494 wieder der Sohn eines siebenbürgischen Glockengiessers auftaucht, *Thomas Glockengiesser de Cibinio*, dessen Verwandtschaft anhand der Quellen mit keinem damaligen Meister belegt werden kann, die Logik der historischen Daten lässt aber in ihm den Sohn des Meisters Martin vermuten.

Sowohl die reiche Serie der erhalten gebliebenen Werke des Meisters als auch die Verbreitung der Glocken weisen auf das einmalige Glück des Meisters hin, was vom Hermannstädter Meister auch sorgfältig ausgenützt wurde. Es geht um die Tatsache, dass der grösste Konkurrent, die Werkstatt von Schässburg in den 1480-er Jahren ihre Tätigkeit abstellte oder deutlich verringerte, und sein Werkstattsgbiet wurde – wie es die oben erwähnten und die nachfolgenden Glockengruppen belegen – von den Hermannstädter Werkstätten übernommen. So erhielten die Hermannstädter Gusswerkstätten Aufträge aus weiteren Gebieten, sogar aus dem Szeklerland. Zur Erfüllung der Wünschen der ärmeren Siedlungen richtete sich die Werkstatt des Meisters Martin auf die Herstellung von wohlgefälligen aber kleineren, und so auch billigeren und leichter zu liefernden Glocken ein.

Der Hermannstädter Sachser *Martin Glockengiesser* kommt in den schriftlichen Quellen das letzte Mal im Frühjahr 1492 vor. Das stimmt damit gut überein, dass die letzten Stücke der von den 1480-er Jahren verfolgbaren und mit seinem Namen zu verbindenden Glockengruppe im Jahr 1493 entstanden.

Nach dem Verschwinden, vermutlich nach dem Tode des als Mitglied einer mehrere Generationen umfassenden angesehenen Hermannstädter Giesserfamilie zu bestimmenden Martins treffen wir noch zwei Personen an, die sich Glockengiesser nannten, und deren Tätigkeit mit Hilfe der Rechnungen und der Steuerlisten bis zu den 1510-er Jahren verfolgt werden kann. Da auf den aus Hermannstadt stammenden Glocken dieser Zeitspanne die typischen Zierelemente der Leonardus-Werkstatt, darunter die typischen Trennungszeichen und die Abdrücke von Gürtelbeschlägen regelmässig zu erkennen sind, ist kaum zu bezweifeln, dass wenigstens einer der beiden Giesser Mitglied der Familie des Martins, vielleicht eben sein Sohn war.

Von den beiden treffen wir zuerst *Steffanus Clockengisser* an, dem 1494 sehr hohe Steuer, eine ganze Mark auferlegt wurde. 1500 tauchte *Paul Clockengisser* auf, ebenfalls mit einer hohen Steuer von drei Forint belegt. In den herausgegebenen Quellen stehen die beiden Namen bis 1515 drin. Von *Steffan Clockengeysser* erfahren wir aus dem damaligen städtischen Rechnungsbuch auch, dass er öfters aufs Land fuhr, wo er in Türmen näher nicht beschriebene Tätigkeiten ausführte. Wir müssen nahe an der Wahrheit liegen, wenn wir annehmen, dass er das alles im Zusammenhang mit den Glocken machte. Viel wichtiger ist es aber, dass die oben angeführten Angaben auch verallgemeinert werden können: der in den Dörfern tätige und Aufträge annehmende, Glocken giessende oder die Aufhängung und das Funktionieren der Glocken kontrollierende Meister war nicht unbedingt ein "wandernder Glockengiesser", sondern er konnte auch ein städtischer Meister gewesen sein, der gewisse Arbeiten sinngemäss vor Ort verrichtete.

Es ist auffallend, dass im Gegensatz zu den zahlreichen, aus den 1510-er Jahren stammenden Glocken das darauffolgende Jahrzehnt nur durch ein einziges Denkmal vertreten ist. Das belegt den deutlichen Rückgang sowie das Aufhören der früheren intensiven Tätigkeit der Werkstatt. Die von den 1530-er Jahren erhalten gebliebenen Gussprodukte stehen mit den obigen Stücken in keiner organischen Verbindung.

Kupfer- und Kanonengiesser in Hermannstadt (15-16. Jh.) / Mit Hilfe der auf Grund der schriftlichen Daten und der diese ergänzenden stilistischen und formalen Merkmale darzustellenden Denkmalgruppen konnten wir den grössten Teil der im Werkstattkreis von Hermannstadt gefundenen Glocken datieren und viele sogar einem konkreten Meister oder einer Werkstatt zuschreiben. Nicht weniger interessant sind aber auch jene Glocken, die mit der obigen Methode nicht erforscht werden können. Es geht um Einzelstücke, von denen wir nur so viel sagen können, was ihren wortkargen Inschriften bzw. ihren weniger wohlgefälligen Form und ihrer Ausarbeitung entnommen werden kann. Diese Produkte machen uns auf Hermannstädter Meister aufmerksam, die zwar mit Kupfer arbeiteten, jedoch keine Glockengiesser waren, obwohl sie gelegentlich auch solche Arbeiten übernahmen. Von den Kupferschmieden, die ursprünglich keine Glockengiesser waren, können wir am ehesten die Kupfergiesser hinter diesen Werken vermuten, die um die Büchsenmeister tätig waren.

In Siebenbürgen waren gegen Mitte des 15. Jh. bereits mehrere Kanonengiesser tätig. Einer von ihnen war der Urban genannte Giesser (*genere Dacus*), ein Renegat, der sein Glück zunächst beim byzantinischen Kaiser, später beim mehr Lohn versprechenden türkischen Sultan versuchte, und dessen Kanone von einer bis dahin nicht gesehenen Grösse 1453 beim Sturm von Konstantinopel die christlichen Wehranlagen entscheidend schlug. An seinem zweifelhaften Rufe wollte sowohl die ungarische als auch die deutsche Forschung teil haben. Die erste behauptete, er sei ein ungarischer Meister, seinem Namen (Orbán) nach soll er sogar von szeklerischer Abstammung gewesen sein, während die deutsche Literatur den *Stückgiesser Urban* eher für einen siebenbürgischen Sachsen hielt.

Ausführlichere Angaben über die Büchsenmeister, unter ihnen auch über die Giesser gibt es seit den 1470-er Jahren. Zu ihren wichtigsten Aufgaben gehörten ausser dem Guss neuer Geschütze die Einrichtung der Arsenale, Bewegung und Instandhaltung der Feuerwaffen, das Abfeuern von Salutschüssen zu besonderen Anlässen, Abhalten von Schiessübungen mit Wallbüchsen, Bedienen der Feuerwaffen in Kriegen bzw. die Steuerung der Abwehr. Ihre Tätigkeit entfaltete sich zwangsläufig in Richtung der Spezialisierung. Mit Hilfe unserer Quellen sind die Pixidarier, deren wichtigste Aufgabe in der Betätigung der Pulvermühle bestand, gut zu bestimmen. Gleichzeitig erscheinen in den Urkunden auch die Fachleute, die den Kanonenguss selbst gemacht haben. Die Prestige des Kupfergiessers (*Rotgiesser*) verschwand hinter der des planenden und leitenden Büchsenmeisters, obwohl er den tatsächlichen Guss ausführte. Die Rechnungen gaben häufig nicht einmal seinen Namen an und auch sein Lohn war deutlich niedriger.

Im Gegensatz zu den Glockengiessern des ausgehenden 15. Jh., die als Abkömmlinge von Hermannstädter Bürgern den Traditionen der örtlichen, mehrere Generationen alten Werkstätten folgten, waren die von der Stadt angestellten Büchsenmeister wesentlich mobiler. Ihren Namen nach waren die meisten von ihnen Deutsche, mit grosser Wahrscheinlichkeit siebenbürgische Sachsen. Viele von ih-

nen kamen aber aus der Fremde, oder aus anderen Gebieten des mittelalterlichen Ungarns nach Hermannstadt, und nach einigen Jahren des Dienstes verloren wir ihre Spuren in den zur Verfügung stehenden Urkunden. So tauchen z.B. 1494 neben *Hanns* und dem früher bereits angetroffenen *Michel Puxenmester* die Namen *Vdalricus pixidarius* und *magister Bernhardus pixidarius* auf, während der auf Probezeit eingestellte und bald gekündigte "neue Kanonier" von einem ungarischen Meister, dem ebenfalls namenlosen *pixidarius novus Vngarus* abgelöst wurde, die Person des anonymen *Rodtgysser* scheint aber unverändert zu sein. 1495 verschwand auch der ungarische Meister, seinen Platz übernimmt ein Fachmann aus Breslau (Wroclaw), *Jeronimus Rynke de Wradislaui* *pixidarius*, den wir in Hermannstadt nach 1496 nicht mehr antreffen. In diesen letzten Jahren erfahren wir von der Person des bis dahin anonymen Rotgießers: unter den Zahlungsposten steht endlich der Name *Magister Symon Rotgiesser*.

In glücklichen Fällen erfahren wir sogar die Ursache der Wanderung bzw. des zeitweiligen Verschwindens. Der Woiwode der Walachei, Vlad Călugărul wandte sich z.B. 1492 in einem Brief an den Hermannstädter Rat, um ihm zum Guss eines Kandelabers nach dem Muster des Kandelabers des Klosters zu Cozia ein Fachmann zu schicken. In Folge solcher oder ähnlicher Einladungen konnte der Hermannstädter Kanonengiesser Michael 1494 in Bukarest auftauchen, im Jahr also, als sein Name in den Hermannstädter Rechnungen nicht gefunden werden konnte. Es scheint wahrscheinlich zu sein, dass den überwiegenden Teil der aus dieser Zeit stammenden Glocken von der Moldau und der Walachei ein solcher, sich vorübergehend in einer der rumänischen Woiwodschaften aufhaltender und dort arbeitender Giesser anfertigte, in anderen Fällen ging es aber um direkten Import aus Siebenbürgen. Diese Annahme wird durch die kyrillische Inschrift der Glocke von Dâmbău (Küküllődombó) bekräftigt, die ganz gewiss auf eine moldauische Bestellung gegossen wurde und irgendwie doch in Siebenbürgen blieb. Selbst die Glockenform lässt auf einen siebenbürgischen Meister aus der zweiten Hälfte des 15. Jh. schließen.

Der letzte Hermannstädter Büchsenmeister des untersuchten Zeitraums war der aus Bayern stammende *Conrad Haas*, der in den 1550-er Jahren in die Stadt kam, wo er einen Artilleriekodex (*Kunstabuch*) aus dem 15. Jh. mit seinen eigenen Anmerkungen und mit seinen auch Kanonen darstellenden Zeichnungen ergänzte. Die Arbeit beendete er 1570. Den Namen des Meisters treffen wir in den Glockeninschriften des untersuchten Zeitraumes nicht an.

DIE GUSSWERKSTATT ZU SCHÄSSBURG / Die Geschichte der mittelalterlichen Glockengiesserei in Schässburg ist das spannendste und zugleich geheimnisvollste Kapitel unserer Forschungen. Es geht hier um eine Werkstatt aus dem 15. Jh., die mehrere Generationen hindurch bestand, und deren ununterbrochene Tätigkeit von Produkten hervorragender Menge und Qualität gekennzeichnet ist. Neben der Herstellung auffallend vieler und reich verzierter Glocken unternahmen die Schässburger Giesser – ähnlich ihren Kollegen aus Hermannstadt – den Guss sehr schön angefertigter Taufbecken, die aber eine ganz andere Form hatten als die von Hermannstadt. Wir sollen hier bemerken, dass im ganzen Siebenbürgen nur die beiden Werkstätten (die von Hermannstadt und von Schässburg) neben dem Guss von Glocken auch die Herstellung von Taufbecken unternahmen. Von den Namen, der Herkunft und der Tätigkeit der einzelnen Meister wissen wir kaum mehr, als was die einzelnen – selten datierten und noch seltener signierten – Denkmäler selbst verraten, weil wir uns nur ausnahmsweise auf schriftliche Quellen stützen konnten.

Bezüglich der Anfänge der Glockengiesserei in Schässburg noch vor der ersten Hälfte des 15. Jh. – wenn wir mit solchen frühen Anfängen überhaupt zu rechnen brauchen – können wir sozusagen nur Vermutungen formulieren, da wir weder auf eine erhebliche, gut abgrenzbare Denkmalgruppe noch auf sichere historische Quellen basieren können. Die mit sicheren Daten belegbaren Anfänge gehen auf die ersten Jahre des 15. Jh. zurück.

Die Werkstatt in Hermannstadt, die das Mediascher Taufbecken und die damit verwandten Denkmäler schuf, stellte ihre Tätigkeit ganz am Ende des 14. Jh. ein, und die hiesige Bronzegiesserei nahm erst in den 1420-er Jahren, zur Zeit des Meisters Leonardus ihren Anfang. Der eine Generation lange Hiatus in Hermannstadt ist für uns von besonderer Bedeutung, denn die zu dieser Zeit entstandenen Güsse, wie wir es sehen werden, gelten als unmittelbare Vorbilder der späteren Bronzegiesserei in Schässburg. Als erstes nennen wir hier die 1411 gegossene Glocke von Hermannstadt, die laut ihrer In-

schrift von einem gewissen Meister Johann angefertigt wurde. Die Minuskelschrift verewigte auch den Abstammungsort des Meisters, den die deutsche ortsgeschichtliche Forschung in Siebenbürgen seit dem 18. Jh. konsequent als *Wertheim* las und deshalb im *magister Johannes de Wertheim* den aus dem fernen Mutterland in das südsiebenbürgische Sachsenland umgesiedelten deutschen Handwerker sah. Diese übrigens sehr logische Annahme scheiterte beim Schattieren der Glockeninschrift, wobei sich herausstellte, dass der fragliche Ortsname in der Wirklichkeit nicht *Wertheim* sondern *Werthelm* ist. Diese Erkenntnis bot sofort eine neuere Möglichkeit zur Interpretation, da der in der Nähe liegende Marktflecken BIRTHÄLM (Biertan, Berethalom) in unseren damaligen Quellen, neben zahlreichen anderen Varianten, auch in der Form von *Wierhelm* (1397) oder *Wirthalm* (1410) vorkommt. Es fällt noch auf, dass das am Anfang der Hermannstädter Glockeninschrift stehende schräg durchstrichene lateinische Kreuz, sowie die typisch gezeichneten Minuskeln auf dem 1404 gegossenen Taufbecken von Alzen (Alțina, Alcina) zu wiedersehen sind, auf einem Denkmal, das das unmittelbare Vorbild der späteren, mit Sicherheit in Schässburg gegossenen, zugleich mit einem durchbrochenen Nodus ergänzten Taufbecken verkörpert. Noch dazu blieben die auf dem Taufbecken von Alzen anzutreffenden Ziermotive lange Jahrzehnte hindurch die „Leitmotive“ der Schässburger Güsse. Es gelang sogar mit Hilfe einer Urkundenangabe nachzuweisen, dass Meister Johann wirklich aus BIRTHÄLM nach Schässburg kam. Später, schon als angesehenen Bürger in Schässburg ist er als Zeuge des Testamentes eines Adligen anzutreffen. Leider wissen wir nicht ganz genau, wann und wie Meister Johann in Schässburg erschien. Gemäss der Inschrift der Glocke von Hermannstadt kam es zum Umzug auf jeden Fall nach 1411, aber sicherlich noch vor 1430, denn in diesem Jahr wird unser Meister auf der Inschrift der grossen Glocke von BISTRITZ (Bistrița, Beszterce) *magister Johannes de Segesvar* genannt. Johannes von Schässburg war zu dieser Zeit schon als ein Glockengiesseremeister mit über ein Vierteljahrhundert langer Erfahrung und sehr viel Wissen in einem grossen Gebiet bekannt. Nach seinem Produkt in Hermannstadt (1411) fertigte er auch die Glocke des Klosters zu Cotmeana in der Moldau an (1413), falls der in der altslawischen Inschrift genannte *Hanos Maistor* wirklich als unser Meister identifiziert werden kann. Seinen grössten Auftrag, den wir kennen, erhielt er 1430, als er von der Stadt BISTRITZ, die weit über die Grenzen des Einzugsbereichs der Schässburger Werkstatt liegt, angesucht wurde. Er wurde beauftragt, zwei sehr grosse Glocken, die 36 Zentner schwere, signierte Susanne, und eine andere, 24 Zentner schwere Glocke zu giessen.

Irgendwann im Laufe der 1430-er Jahre nahm die mindestens 30 Jahre lange Tätigkeit des Meisters Johann von Schässburg ein Ende. Seine Werkstatt – zusammen mit den Negativen der früheren Ziermotive – übernahm sein Erbe, vielleicht sein Sohn Jakob (*Iacobus fusor campanarum*), wie das der Inschrift und den Reliefs des 1440 gegossenen Taufbeckens von Schässburg klar zu entnehmen ist. Das letzte Werk beweist, dass er enge Beziehungen zu den örtlichen Goldschmieden und Graveuren hatte, von denen oder durch deren Vermittlung er die Abdrücke von hervorragenden Goldschmiedearbeiten bekam. Unter ihnen waren ihrem Stil nach sehr junge Werke, wie z.B. die Plakette „Das Schweisstuch der Veronika“, die sich am Nodus des Taufbeckens sogar öfters wiederholt.

Mangels weiterer schriftlicher Daten können wir die Tätigkeit der Glockengusswerkstatt zu Schässburg gegen Mitte des 15. Jh. nur in ungewissen Zügen darstellen. Es scheint zweifellos zu sein, dass die Produktion zu dieser Zeit ununterbrochen lief. Wir halten es für wahrscheinlich, dass sich in dieser Zeit nicht die Meister, sondern eher die zur Herstellung der Inschriften fähigen Literaten (Schriftkundigen) wechselten.

Das Schlüsseldenkmal zur Bestimmung der späten Produkten der Werkstatt zu Schässburg ist das 1472 gegossene Taufbecken von Kronstadt. Obwohl es der „Vollbruder“ des vor drei Jahrzehnten gegossenen Taufbeckens von Schässburg ist, weisen die epigraphischen Kennzeichen der langen Inschrift schon auf eine spätere Periode hin.

Die Geschichte der Glockengiesserei zu Schässburg im 15. Jh. nahm in den 90-er Jahren ein jähes Ende.

WERKSTÄTTEN IN BISTRITZ / Bis zu den letzten Jahren wusste die Forschung von den Gusswerkstätten zu BISTRITZ kaum etwas, denn die einschlägigen Daten stammen in erster Linie nicht aus den In-

schriften der erhalten gebliebenen Güsse, sondern aus den überwiegend unveröffentlichten Steuerlisten und Rechnungen des späten Mittelalters, bzw. aus schwer zugänglichen ortsgeschichtlichen Publikationen.

Die Anfänge des Glockengusses knüpft die Fachliteratur in diesem Raum mit Vorliebe an die Kupferförderung in der Umgebung von Bistritz an. Diese dem Anschein nach richtige Vorstellung beruht aber sogar in zwei Punkten auf schwankenden Grundlagen. Es ist zwar eine Tatsache, dass sich eines der bedeutendsten Silberbergwerke Ungarns zur Zeit der Árpáden nordöstlich von Bistritz, in Rodna befand, aber wir haben keine Kenntnisse von bedeutender Kupferförderung in diesem Ort. Dazu kommt noch, dass die hiesige Förderung vom Anfang des 14. Jh. an langsam zurückging, deshalb geht es in unseren Quellen aus dem 15. und 16. Jh., wo wir schon sichere Daten über den örtlichen Erzguss besitzen, um die Verwendung von Blei und Kupfer aus Frauenbach (Baia Mare, Nagybánya). Der Umstand, dass gegen Ende des 13. Jh. in Bistritz eine Münzkammer tätig war und im 14. Jh. die Bistritzer Mark als Gewichtseinheit öfters erwähnt wurde, weist jedenfalls darauf hin, dass die Anfänge der hiesigen Buntmetallbearbeitung deutlich der zweiten Hälfte des 15. Jh. vorangehen, obwohl keine Spuren auf einen bedeutenderen Bronzeguss schliessen lassen.

Die späte Entfaltung des Glocken- und Kanonengusses in Bistritz ist ein Beweis dafür, dass in der Entstehung dieses Gewerbes nicht der örtliche Rohstoff, sondern die städtische Entwicklung der Siedlung ausschlaggebend war, die an einer wichtigen, aus dem mittelalterlichen Ungarn hinausführenden Handelsstrasse erbaut wurde, und im Laufe des 14.-15. Jh. eine ganze Reihe von Privilegien erwarb. Für das erforschte Gebiet ist diese Feststellung allgemein gültig: Die mittelalterlichen Daten über die örtliche Glockengiesserei und im Allgemeinen über die Bronzebearbeitung von grossen Ausmassen deuten nicht auf die nahen Erzvorkommnisse, sondern auf die fortgeschrittene Entwicklung der Stadt hin.

Von den Anfängen der Glockengiesserei in Bistritz haben wir keine direkten Angaben, einen örtlichen Glockengiesser treffen wir das erste Mal in den Steuerlisten der Jahre 1460-1470 (1461-1462: *Hannes Glockengyesser*) an.

Die durch Tore und Türme gegliederte Stadtmauer von Bistritz wurde 1484 völlig ausgebaut, aber es sind uns auch frühere Angaben bekannt, laut denen die Einwohner von Bistritz die notwendigen Schritte getan haben, um Feuerwaffen herzustellen und sie instandzuhalten, denn diese waren die wirksamsten Mittel der Stadtverteidigung. Wie in Hermannstadt und Kronstadt, erschienen auch hier die im Dienste der Stadt stehenden Büchsenmeister, deren Aufgabe neben der Herstellung und Pflege der Bronzekanonen auch in der Herstellung von Schiesspulver und in der Betreuung der Waffenlager bestand. Da sie ziemlich billig arbeiteten, wurden bei ihnen gelegentlich auch Glocken bestellt. Aus den Quellen geht hervor, dass in der ersten Hälfte des 16. Jh. der Giesserkreis der *bombardarii* in der Umgebung von Bistritz die Herstellung der Glocken vollkommen übernahm. Ein wichtiges Detail ist es aber, dass die einander wechselnden Kanonengiesser, die angesichts ihrer Herkunftsorte und Ausbildung ein ziemlich gemischtes Bild zeigten, keine örtliche Giesserschule mit einem reichen, vererblichen Musterbestand schufen, wie das bei den örtlichen Giesserdynastien von Hermannstadt und Schässburg der Fall war. Übrigens standen zum Anfang des 16. Jh. die Städte Bistritz und Hermannstadt miteinander nachweislich in Verbindung bezüglich der Kriegsausrüstung und der Büchsenmeister.

Ähnlich wie in Hermannstadt halfen auch in Bistritz mehrere *bombardarii* beim Kanonenguss, bei der Kanonenwartung und Schiesspulverherstellung. Die *bombardarii* wurden niedriger, als die führenden Büchsenmeister bezahlt. Sie waren von keiner örtlichen Abstammung, und wiesen eine grosse Mobilität auf. Die von ihnen gegossenen Glocken wurden nicht mit dem Namen des Giessers, sondern mit dem des führenden Büchsenmeisters gekennzeichnet. Die gelegentlich umgekehrt oder nach unten applizierten Jahreszahlen und Buchstaben verraten, dass das Schreiben nicht gerade die Stärke dieser übrigens sehr geschickten Meister war.

Ein sehr gutes Beispiel für die ihre Tätigkeit häufig wechselnden Meister und den sehr heterogenen Kreis der Kanonengiesser der Städte war der Nürnberger *Georg Hörel Rothschnit vnd püchssen giesser*, der seine Dienste nach seiner Tätigkeit in der Walachei oder in der Moldau (*bey dem Wallachen*) 1561 der Stadt Bistritz anbot.

GUSSWERKSTÄTTEN IN KRONSTADT (15.-16. JH.) / In Kronstadt, die unter den siebenbürgischen Städten von hervorragender Bedeutung war, reicht die Bronzgießerei bis ins Mittelalter zurück, ihre Anfänge und ihr Niveau bleibt aber von denen der bisher behandelten Werkstätte, vor allem von Hermannstadt und Schässburg zurück. Als Vorgeschichte kann bezeichnet werden, dass von der Zeit von Wladislaus I. (1440-1444) an in Kronstadt auch Münzen geprägt wurden, was auf den Verkehr und auf die Bearbeitung des Buntmetalls – wie in anderen Ortschaften – auch hier eine wohltuende Wirkung haben konnte. Andere Vorgänge sind mit der Lage von Kronstadt verknüpft, die als eine bei der Kreuzung wichtiger Strassen liegende deutsche Grossstadt in Südost-Siebenbürgen nahe zu den Pässen des Karpatenbogens ein wichtiges Tor des mittelalterlichen Ungarns zum Balkan und zum Nahen Osten war. Durch dieses Tor gingen regelmässig die Rohstoffe und Meister der Bronzgießerei und die in Kronstadt eintreffenden ausländischen, vor allem von den rumänischen Woiwoden stammenden Bestellungen.

Nach unserem derzeitigen Kenntnisstand können wir die Geschichte der Glocken- und Kanonengießerei zu Kronstadt weder anhand schriftlicher Quellen noch erhalten gebliebener Funde auf einen früheren Zeitpunkt als auf die Mitte des 15. Jh. zurückführen. Ähnlich wie in Bistritz, waren die Glocken- und Kanonenherstellung auch hier sehr eng miteinander verflochten, da der überwiegende Teil der Produkte nicht von den traditionellen Glockengiesserdynastien, sondern aus den Werkstätten der einander häufig wechselnden Büchsenmeister (*bombardarii*), bzw. von der Hand der mit ihnen eng zusammenarbeitenden Kupferschmieden stammte. Diese Werkstätten waren neben den mit dem Ausbau der Schutzwerke in den 15.-16. Jh. parallel eingerichteten Arsenalen, in der Nähe der wichtigeren Tore tätig.

Man kann mit bestimmt zusammengehörenden Glockengruppen in der Umgebung von Kronstadt erst ab den 1490-er Jahren rechnen, als – gemäss einer Quelle aus dem Jahre 1491 – bereits bei allen Stadttoren je ein Büchsenmeister angestellt werden sollte. Die auf die frühen Stücken auftauchende runde Medaille mit dem Wappen von Nürnberg weist wahrscheinlich auf den Herkunftsort des unbekanntes Giessers hin.

Der Name eines über längere Zeit hindurch in Kronstadt tätigen Meisters, Andreas, blieb auf der 1512 gegossenen Glocke aus Valea Crişului (Sepsiköröspatak) erhalten. Die deutschsprachige Inschrift – *meister endres cv kron* – lässt keinen Zweifel bezüglich der Nationalität des Giessers bestehen. Die Glockeninschrift besteht aus gotischen Minuskeln späten Typs, aber der als Worttrennungszeichen eingesetzte Gürtelbeschlagabdruck und der Fries am Mantel der Glocke sind eindeutig von der Renaissance geprägt. Den konservativen Charakter der Glockeninschriften beweist, dass Meister Andreas auf seinem letzten Werk mit der Jahreszahl 1521, an der zerstörten Glocke der Sankt Martins-Kirche zu Kronstadt immer noch die gotische Minuskelschrift verwendete. Den in Kronstadt mindestens ein Jahrzehnt lang tätigen Meister Andreas halten wir mit dem Kanonengiesser identisch, der in den Rechnungen der Jahre 1520 und 1521 als *Andreas bombardarius* steht und Kanonengiesser der Stadt war.

Noch zu Zeiten des Meisters Andreas lud der Kronstädter Rat den früher im Dienst des Woiwoden der Walachei, Neagoe Basarab stehenden Meister Stanislaus (*magister Ztanislaus bombardarius*) ein, dessen Kanonengüsse in den Rechnungen der Stadt sehr ausführlich verewigt wurden. Ein sehr lehrreicher, auch die Beurteilung der Glockeninschriften beeinflussender Umstand ist, dass die Kanoneninschriften des Meisters Stanislaus nicht von seiner Hand stammten: In unserem Fall wurden die Buchstaben vom *Dominicus pictor* auf das Modell aufgesetzt.

Der Kronstädter Kanonengiesser im zweiten Viertel des 16. Jh. war *Martinus bombardarius*, der laut den Rechnungen auch eine Glocke goss. 1543 hat er im Auftrag der Stadt für den walachischen Woiwoden Radu Paisie eine Glocke hergestellt, aber bei Bedarf goss er auch andere Gegenstände aus Kupfer. 1547 fertigte er zum Beispiel die Kupferröhre eines auf einem öffentlichen Platz stehenden Brunnens an, 1550 goss er geeichte Waagengewichte. Sein Zeitgenosse war Wolfgang Klein (*Wolff Klain, Wolfgangus bombardarius*), der vermutlich aus einer nordungarischen Stadt nach Kronstadt kam.

Während unserer Forschungen entstanden erhebliche Schwierigkeiten dadurch, dass die in den

Rechnungen stehenden Giesser mit den im allgemeinen keine Meisternamen enthaltenden Glockengruppen im überwiegenden Teil der Fälle nicht überzeugend zu verbinden sind.

Die die Kanonengüsse in Kronstadt in der ersten Hälfte des 16. Jh. enthaltenden, äusserst reichen und ausführlichen Eintragungen in den Rechnungen sind nicht nur deshalb sehr aufschlussreich, weil wir daraus unerlässliche Geräte und Arbeitsprozesse des Glockengusses kennenlernen, sondern auch, weil sie die Zusammenarbeit mehrerer Berufe und Handwerker bei der Vorbereitung eines Gusses sehr gut darstellen.

Die Werkstätte(n) zu Kronstadt setzte(n) ihre Tätigkeit auch nach dem von uns untersuchten Zeitabschnitt fort.

WERKSTÄTTEN IN GROSSWARDEIN / Die mittelalterliche Geschichte der Bronzegiesserei zu Grosswardein (Oradea, Nagyvárad) bedeutete vor allem für die Kunstgeschichte ein Forschungsthema, in dem die eingehendere Analyse der die Spitzenleistung der Kunst zur Zeit des ungarischen Königs Ludwig des Grossen darstellenden Tätigkeit der aus Klausenburg stammenden Gebrüder, der Bildhauer und Bronzegiesser Martin und Georg beanspruchte. Die Voraussetzungen der Forschung waren aber dazu bei weitem nicht ausreichend: wegen der überwiegend vernichtet wordenen Bronzedenkmäler konnte sich die Forschung bis heute nur noch auf einige schwer zugängliche Glocken, auf sehr wenig schriftliche Daten und auf zahlreiche, zwangsläufig unbewiesene Hypothesen stützen.

In ihrer gross angelegten Grosswardein-Monographie nahm Jolán Balogh an, dass die in der zweiten Hälfte des 14. Jh. (auch) in Grosswardein tätigen Gebrüder Martin und Georg eine mehrere Jahrzehnte lang bestehende lokale Gusswerkstatt leiteten. Hier wurden – vermutlich aus örtlichem Kupfer aus Bihar – die nur aus Beschreibungen bekannten bronzenen Königsstatuen modelliert und gegossen: Die Standbilder des Heiligen Stephans, Emmerichs und des Ladislaus (1360-er Jahre), die Reiterstatue des Heiligen Ladislaus (1390) sowie die in Prag aufbewahrte Statue des Heiligen Georgs (1373). Auf Grund von Daten über Glocken und Glockengiesser aus dem 15. Jh. nahm Jolán Balogh an, dass sich der Bronzeguss in Grosswardein auch nach dem Abschluss der Tätigkeit von Martin und Georg fortsetzte, die die unmittelbaren Vorgänger der auch mit Meisternamen zu dokumentierenden örtlichen Glockengusswerkstatt gewesen seien.

Der Aufstieg von Grosswardein kann bis zur Zeit Ladislaus des Heiligen zurückgeführt werden, als hier der König – zur gleichen Zeit mit der Zunahme der Bedeutung der von der Tiefebene entlang des Flusses Schnelle-Kreisch nach Siebenbürgen führenden Strasse – mit 24 Kanonikern ein Domkapitel stiftete, wohin er nachher auch das Bistum von Bihar versetzte. Der mit mehreren Türmen errichtete und bestimmt mit mehreren Glocken ausgestattete Dom wurde bis zum 12. Jh. ganz ausgebaut. Neben der bischöflichen Kirche wurden weitere Kirchen gebaut, auf dem Gebiet der Stadt wurden sogar mehrere Klöster gestiftet. Von unserem Gesichtspunkt aus sind all diese deshalb so wichtig, weil wegen der die zeitgenössischen Verhältnisse Siebenbürgens weit überschreitenden Konzentration der wichtigen kirchlichen Institutionen mit zahlreichen Glocken und sonstigen Austattungsgegenständen gerechnet werden soll, die an und für sich aufwerfen, dass im reichen und viele Handwerker beschäftigenden Bischofssitz eine für regelmässige Bronzeherstellung geeignete Gusswerkstatt schon früh organisiert werden sollte. Ausserdem waren auf den Grundstücken des Bistums zu Grosswardein schon im Mittelalter Erzvorkommen bekannt, die dem Bischof und dem Domkapitel regelmässige jährliche Einkünfte sicherten.

All das begründet aber nur im Prinzip die Möglichkeit der Buntmetallverarbeitung im 13.-14. Jh., ohne dass man diese Annahme mit einer Reihe von zusammenhängenden Denkmälern unterstützen könnte. Darauf müssen wir aber – da der Glockenbestand der Umgebung von Grosswardein im Laufe der Zeit fast völlig unterging – noch bis zur Entdeckung überzeugender archäologischer Funde warten. Das einzige erhalten gebliebene Denkmal aus dieser Zeit ist die Glocke von Borla (Szilágyballa), auf deren Schulter das aus Hermannstadt stammende, bei der Maldorf-Szentábrahám-Gruppe sehr gut bekannte Ankerkreuz zu sehen ist. Der Zusammenhang ist aber lediglich chronologischen Ursprungs, die kleine Glocke aus dem Komitat Szilágy weist wegen ihrer schwachen Gusstechnik und primitiven Blumentopfform nicht den kleinsten Zusammenhang mit den zeitgenössischen Glocken aus Hermann-

stadt auf. Es kann weder bewiesen, noch ausgeschlossen werden, dass man einem frühen Denkmal der Grosswardeiner Glockengiesserei gegenübersteht.

Im Lichte der Zerstörung der meisten Glocken der Gegend ist nicht einmal unser zweites negatives Ergebnis überraschend, wonach die Zeit der Klausenburger Gebrüder Martin und Georg auch nicht in der Umgebung von Grosswardein mit Glocken illustriert werden kann. Nachdem wir aus der ersten Hälfte des 15. Jh. wiederum keine Gegenstände oder schriftliche Quellen besitzen, die auf Glockenguss hinweisen würden, können wir nicht nachweisen, dass die Werkstatt aus dem 14. Jh. nach dem Tode der beiden ausserordentlich begabten Meister auch noch im 15. Jh. ihre Tätigkeit fortsetzte.

Wahrscheinlich ein Giessermeister in Grosswardein war jener *magister Albertus*, der eine vernichtet wordene Glocke des Doms zu Grosswardein aus dem 15. Jh. goss und dessen Monogramm auf der mittelalterlichen Glocke von Carastelec (Kárásztelek) zu erkennen war.

Den Schlüssel zur Identifizierung der erhalten gebliebenen Denkmäler der spätmittelalterlichen Glockengiesserei in Grosswardein liefert uns die grosse Glocke der reformierten Kirche von Valea lui Mihai (Érmihályfalva, 1491). Die über dem Rand der Glocke umlaufende datierte Minuskelschrift nennt den Giesser ganz klar in der Person des Emmerich von Grosswardein (*per manus Emerici de Waradino*). Die Bedeutung der signierten und datierten Glocke von Valea lui Mihai wird dadurch weiter erhöht, dass darauf die gotische Minuskelschrift (wobei die unter den Minuskeln auftauchenden Kapitalen bereits auf den Einfluss der Renaissance hinweisen) und die gotischen Majuskeln zusammen auftreten. Die auf der Glocke angebrachte Majuskelschrift, die auf keinen Fall mit den zu Ende des 15. Jh. und zu Beginn 16. Jh. gebrauchten frühhumanistischen Kapitalen zu verwechseln ist, galt gegen Ende des 15. Jh. als eine historisierende, eher auf Feierlichkeit ausgerichtete Schriftart. Mit ihrer Hilfe können mehrere Denkmäler aus der Umgebung von Grosswardein mit der Glocke von Valea lui Mihai und zugleich mit der Tätigkeit des Meisters Emmerich verknüpft werden.

Die vorgestellten Glocken sind nordöstlich oder östlich von Grosswardein, auf dem Gebiet der mittelalterlichen Komitate Bihar, Bereg, Mittelszolnok und Kraszna zu finden. Am weitesten entfernt – 130 km von Grosswardein – gelang die Glocke von Barabás in Bereg. Diese Glocken markieren das nordöstliche Viertel des Marktkreises der Giesserwerkstatt von Grosswardein, das von den Verheerungen der Türken am ehesten verschont blieb. Aus den anderen, zerstörten Flächen des Marktgebietes blieben keine Denkmäler erhalten.

Einige weiteren Denkmäler lassen vermuten, dass die Geschichte des Glockengusses in Grosswardein in den 1510-er Jahren nicht aufhörte. Wir sprechen hier von einer Vermutung, denn obwohl die miteinander in Zusammenhang stehenden Glocken in der weiteren Umgebung von Grosswardein zu finden sind, wird ihre Grosswardeiner Abstammung von keinen konkreten Angaben bekräftigt. Eine Ausnahme bildet die Tatsache, dass die mit Kapitalen gemischte Minuskelschrift der Glocke von Recea (Kraszna-Écs, 1524?) sehr gut mit der langen, Grosswardein und den Meister Emmerich erwähnenden Inschrift um den Rand der Glocke von Valea lui Mihai zu vergleichen ist. Aus schriftgeschichtlicher Sicht bedeutet die 1525 angefertigte Glocke von Șimleul Silvaniei (Szilágysomlyó) einen Wendepunkt, weil hier unter den Minuskeln auch schon einige Antiquen erscheinen. Auf den näher nicht identifizierbaren Giesser der Glocke weist das Monogramm *Gr[egorius]* am Ende der Inschrift hin.

UNBEKANNTE ODER UNGEWISSE WERKSTÄTTEN. IMPORTIERTE GLOCKEN / In diesem Kapitel werden diejenigen Glocken behandelt, die nicht mit ausreichender Gewissheit irgendeiner Werkstatt Siebenbürgens oder des Partiums zugeordnet werden konnten, wie zum Beispiel die Produkte der angenommenen Klausenburger (Cluj, Kolozsvár) Werkstatt im ausgehenden 15. Jh. und im angehenden 16. Jh., sowie die in der dortigen Umgebung fremd wirkenden "importierten Glocken". Die Anführungszeichen weisen darauf hin, dass es nicht von Fall zu Fall zu entschieden ist, ob es um die Einfuhr von fertigen Gussprodukten oder um "importierte Meister" geht.

Musterbestand und Beziehungen der mittelalterlichen Werkstätten

Die zahlreichen auf mittelalterlichen Glocken und Taufbecken erhalten gebliebenen Ornamente sind keine einfachen "Reliefs", sondern sie sind die Abdrücke je eines konkreten Gegenstands (Teil einer Goldschmiedearbeit, Riemen-, Kleider- oder Buchbeschlag, Pilgerzeichen, Gedenkmünze usw.). Diese Gegenstände waren als alleinstehende Stücke wertvoll genug, um als gewöhnliche archäologische Funde in die Erde zu gelangen. Ihr Schicksal wurde meistens das erneute Einschmelzen, aber ihre Abdrücke blieben zu unserem Glück erhalten. Im Folgenden kommt es zur eingehenden Analyse dieser unveröffentlichten Abdrücke, deren Menge einem Schatzfund entspricht.

MUSTERBESTAND DER WERKSTATT ZU HERMANNSTADT / Das Erscheinen und die schnelle Verbreitung der figuralen Verzierungselemente ab Ende des 14. Jh. kann von den Glocken und Taufbecken der Mediascher Gruppe an verfolgt werden. Auf den letzteren – auf den Becken von Mediasch und Schaas – erschienen auch solche Verzierungen, in denen die Abdrücke von Gürtel- bzw. Kleiderbeschlägen zu erkennen sind.

Der grösste Teil des Motivschatzes des in der ersten Hälfte des 15. Jh. tätigen Meisters Leonardus wurde am Taufbecken von Hermannstadt (1438) aufbewahrt. Es geht um ein so reiches und vielschichtiges Material, dass wir nicht entscheiden konnten, ob es tatsächlich nur um seine eigene, regelmässig verwendete Ziermotive geht, oder zur Herstellung des für die grosse Kirche in Hermannstadt zu giesenden, offensichtlich von bedeutenden Auftraggebern unterstützten Werkes auch die örtlichen Goldschmiede und Graveure eine besondere Hilfe leisteten. Der Musterbestand erweiterte sich sprunghaft um die Abdrücke zahlreicher Goldschmiedearbeiten. Die Originale dieser sind aber manchmal um ein Jahrhundert älter als die Zeit des Leonardus, so kann man an ihnen die Beziehungen der siebenbürgischen Sachsen in den 13.-14. Jh. ebenso gut beobachten, wie die Tracht und die Ansprüche ihrer vornehmen Schicht (Patriziat), auf deren Bestellung die Hermannstädter Goldschmiede arbeiteten. Unter ihnen findet man die Abdrücke von Zierscheiben hoher Qualität, an Textilien (Kleider, Textilgürtel, Decken usw.) anzunähernden Zierplatten und Gürtelbeschläge unterschiedlicher Formen. Unter diesen letzteren konnten die Beschläge eines Gürtels identifiziert werden, dessen Originalstück die Goldschmiedeforschung auf das Ende des 14. Jh. bzw. auf dessen 40-er Jahre datiert, und mit einer gut fundierten Argumentation einer französischen, mit grosser Wahrscheinlichkeit Pariser Goldschmiedewerkstatt zuschreibt.

Schon auf den ersten Blick trennt sich von den gotischen Zierelementen des Hermannstädter Taufbeckens jene Plakettengruppe, die mit griechischer Inschrift versehene Reliefs byzantinischen Stils enthält. Nach unserer Rekonstruktion stammen sie von zwei getriebenen Buchtafeln aus Metall. Auf Grund von Analogien nehmen wir an, dass die Szenen aus dem Leben Christi die Vorderseite zierten, während die Silbertafel mit dem Tod Marias die Rückseite des Buches deckte. All dies widerspiegelt die unbestrittenen Beziehungen von Hermannstadt zu den rumänischen Gebieten jenseits der Karpaten. Auf den Handelscharakter dieser Beziehungen wies die frühere Forschung ebenso hin, wie auf die im Bereich der Bronzegiesserei (Export von Glocken und Meistern von jenseits der Karpaten) und des Goldschmiedegewerbes (rumänische Aufträge) zu entdeckenden Zusammenhänge.

Der Rand des vierzig Jahre später in der gleichen Werkstatt angefertigten Taufbeckens von Kleinschelken (1477) ist mit einer Medaillenreihe jüngeren Ursprungs verziert. Diese ziemlich grosse Reliefs mit kirchlichen Themen sind Zeugen des grossen Prozesses im 15. Jh., als durch den neuen Elan des religiösen Gefühls grosser Bedarf an eigenen Kultgegenständen und -bildern für den Hausgebrauch entstand, vor allem in der städtischen Mittelschicht. Dieser erhöhte Bedarf hatte auch die Entwicklung der Massenproduktion ermöglichenden Vervielfältigungsverfahren zur Folge. Ein typisches Zubehör der sakralen Massenprodukten abwechslungsreicher Zusammensetzung (Hausaltäre, Gnadenbilder, Münzen und die später eingehend zu erörternden Pilgerzeichen) sind die in unserem Material gross geltenden figurverzierten Medaillons mit einem Durchmesser von 6-11 cm. Die ursprünglichen Modelle dieser wurden von Siegel- oder Münzgraveuren aus feinkörnigem Stein oder sehr gut geschlammtem Ton angefertigt, um mit ihrer Hilfe Bronzeplaketten, weitere Keramikkopien bzw. gefärbte, auf

Hausaltäre, Reliquiare oder Zierkästchen zu applizierende, in großen Serien angefertigte Papiermaché-scheiben herzustellen, die Negative wurden möglicherweise auch zur Verzierung von Dauerbackwaren (Lebkuchen) verwendet. Anhand der überlieferten Denkmäler wurden später diese Reliefs von Glockengießern und von solchen Meistern, die Metallgefäße und Steingut herstellten, mit Vorliebe als Ziermotive verwendet. Die meisten Muster kamen in den mittelhochdeutschen Städten zu Tage, ihren Ursprung unterstützen auch die sprachlichen Eigenheiten der mittelhochdeutschen Minuskelinschriften. Die Reliefreihe des Taufbeckens von Klein-Schelken vertritt eine auch in europäischer Hinsicht ziemlich früh erscheinende, reiche Denkmalgruppe.

MUSTERBESTAND DER WERKSTATT ZU SCHÄSSBURG / Der Musterbestand der zweitwichtigsten mittelalterlichen Gusswerkstatt in Siebenbürgen weicht völlig von dem der Werkstatt zu Hermannstadt ab, ebenso wie die Formen – vor allem die Taufbecken – und die angewendeten Buchstabentypen, die voneinander nicht abzuleiten sind. Das weist auf solche Meister hin, die über unterschiedliche Ausbildung und Beziehungen verfügten.

Die früheste, schon auf dem Taufbecken von Alzen (1404) verwendete Motivengruppe der Schässburger Werkstatt im 15. Jh. enthält vier, ihrer Größe und ihrem Stil nach eng miteinander verwandte Medaillons: den thronenden König, jeweils einen schreibenden Evangelisten zwei verschiedener Typen und die runden Reliefs mit dem Lamm Gottes. Die ersten drei treffen wir noch auf der Glocke von Birthälm (1439), sowie auf dem Taufbecken von Schässburg (1440) und Kronstadt (1472) an. Die spätesten Anwendungen der Agnus-Dei-Plakette (Sâncraiu de Mureș/Marosszentmihály, Târcești/Tarcsafalva) sind leider nicht datiert, aber die letztere entstand mit Sicherheit in der zweiten Hälfte des 15. Jh., so kann man bei allen vier Motiven mit einem langen, beinahe drei Vierteljahrhundert langen Nachleben rechnen. Angesichts dessen ist es besonders aufschlussreich, dass die Originalstücke der zur Verzierung der Glocken und der Taufbecken verwendeten Reliefs bereits zum Anfang des 15. Jh. nicht mehr neu waren. Die Frage ihrer Datierung und Abstammung kann von zwei Seiten angegangen werden: einerseits können wir die enge Verknüpfung des thronenden Königs mit den Abbildungen der königlichen Majestätssiegel untersuchen, andererseits können wir die Goldschmiedearbeiten zu Hilfe nehmen, die von den Parallelstücken unserer Evangelistenreliefs geziert sind. Was die königlichen Siegel anbelangt, konnten wir weder im ungarischen noch im europäischen sphragistischen Material unmittelbares Vorbild finden. Ein kennzeichnendes Detail ist, dass auf dem siebenbürgischen Relief die mit spitzenbogenförmigen Öffnungen durchbrochenen Seitenwände des Throns aus einer ungewöhnlichen, falschen Perspektive dargestellt wurden, wofür in originalen Siegelabdrücken keine Beispiele zu finden waren. Das Missverstehen der Thronarchitektur und die Mangel an eindeutigen Vorbildern lassen darauf schließen, dass es hier nicht um einen originalen Siegelabdruck geht, sondern um ein Zierrelief, das nach einem näher nicht bestimmbar Majestätssiegel aus dem 13.-14. Jh. neu modelliert wurde. Deshalb verwundert es nicht, dass wir die beste Parallele des Schässburger Reliefs nicht unter den originalen königlichen Siegeln, sondern auf einer 1483 gegossenen süddeutschen Glocke des 1458 von einem unbekanntem Ort nach Augsburg gezogenen *Jakob Anbosmaister* gefunden haben, in einer Königsdarstellung, die an ein Majestätssiegel erinnert. Vom Ursprung dieses letzteren konnte auch die deutsche Forschung nur so viel feststellen, dass es sich um die Adaptation eines königlichen Siegels aus dem 13. Jh. handelt.

Die König- und Evangelistenreliefs der Werkstatt zu Schässburg waren den uns zur Verfügung stehenden Parallelen gemäss keine alleinstehenden Stücke, sondern sie zierten grössere Goldschmiedewerke, wie metallgedeckte Buchtafeln aus dem 13.-14. Jh., Reliquiare bzw. grössere Kreuze.

Im Musterbestand der Werkstatt zu Schässburg, der von hohem Niveau aber ziemlich veraltet war, stellte das Medaillon mit dem Motiv "Das Schweisstuch der Veronika" eine frische Farbe dar, die nur ein einziges Mal, unter den Reliefs des Taufbeckens von Schässburg auftaucht. Ihre Stilelemente lassen darauf schließen, dass ihr Originalstück kurz vor dem Guss des Taufbeckens von Schässburg (1440), vielleicht zu Beginn des Jahrhunderts entstand.

Neben den bisher genannten Reliefs von ziemlich hohem Niveau erscheinen auf einigen Glocken aus der Mitte des 15. Jh. auch solche Plaketten, deren deutlich provinzieller Charakter nahe zur Form-

welt und Technik der volkstümlichen Holzschnitzerei steht. Drei quadratische Reliefs gehören in diese Gruppe: eines stellt den mit dem Löwen kämpfenden Samson dar, auf den beiden anderen sind je ein nach rechts bzw. nach links schreitender Hirsch zu sehen. Zwei von denen tauchen auf der 1449 gegossenen Glocke von Mediasch auf, was ihren Gebrauch eigentlich auf die Mitte des 15. Jh. setzt. Sie kommen auf den Denkmälern von der zweiten Hälfte und vom Ende des 15. Jh. nicht mehr vor. Ihr örtlicher Ursprung wird von der nahen Analogie eines der Hirsche verstärkt: ein ähnliches, viereckiges, auf ein Ziergefäß zu applizierendes Tonrelief wurde in Ungarisch-Kreuz (Cristuru Secuiesc, Székelykeresztúr) bei der Ausgrabung eines Töpferofens aus dem angehenden 15. Jh. gefunden.

Mangels konkreter Daten kann auch nicht entschieden werden, ob die Schässburger Giesserdynastie ihre Ornamente von einer alten Goldschmiedearbeit genommen oder von mit konservativen Mustern arbeitenden Goldschmieden gesammelt hat, oder die als Grundlagen der Reliefs dienenden Metallarbeiten bzw. ihre Negative von ausserhalb des Gebiets des geschichtlichen Ungarns in die über mehrere Dynastien geerbte Mustersammlung kamen. Das Vorhandensein der engen Goldschmiedeverbindungen ist unbestritten. Dies scheint eine gemeinsame Eigentümlichkeit der bedeutendsten siebenbürgischen Werkstätten im 15. Jh. zu sein.

PILGERZEICHEN AUF SIEBENBÜRGISCHEN GLOCKEN / Die auf den siebenbürgischen Glocken erhalten gebliebenen Pilgerzeichen werden in einem besonderen Unterkapitel behandelt. Das ist teilweise damit begründet, dass es sich hierbei um eine besondere Denkmalgruppe handelt, deren Ursprung viel klarer zu definieren ist, als die der bisher behandelten Abdrücke. Ein noch wichtigerer Gesichtspunkt ist aber, dass nur einige siebenbürgische Werkstätten Pilgerzeichen als Zierelemente verwendeten, ihr seltenes Erscheinen ist daher mit gewissen Werkstätten, vor allem mit der nordsiebenbürgischen Gusswerkstatt in Bistritz verbunden. Dieser Kreis kann vermutlich mit einigen Reliefs Klausenburger bzw. Kronstädter Herkunft erweitert werden.

Obwohl sie in unvorstellbar grosser Anzahl entstanden, gehören die Pilgerzeichen zu den seltenen Funden der archäologischen Forschung, nicht zuletzt wegen ihres zerbrechlichen Materials, das in der Erde schnell zerfällt. Ihre, auf den mittelalterlichen Glocken erhalten gebliebenen Abdrücke stellen für uns einen hohen Wert dar, denn wir schätzen darin die Beweise grosser europäischer Reisen und Fernbeziehungen des Mittelalters.

Die frühesten, mit Pilgerzeichen verzierten siebenbürgischen Glocken scheinen auf Grund ihrer formalen Merkmalen Produkte aus Bistritz zu sein. Auf zwei, einander gegenüber liegenden Punkten des Mantels der 1452 gegossenen Glocke von Voiniceni (Mezőszabad) sind unter der Minuskelschrift zwei Abdrücke hervorragender Qualität zu finden. Einer von denen stellt ein Christus-Gesicht dar (*Vera Ikon*) mit den Aposteln Petrus und Paulus an beiden Seiten. Seiner Ausführung und Thematik nach ist er unbestritten ein Pilgerzeichen aus Rom, das den uns zur Verfügung stehenden Analogien gemäss noch aus dem 14. Jh. stammt, so zählt es zu den frühen siebenbürgischen Denkmälern der Pilgerfahrten nach Rom. Das andere Pilgerzeichen auf der Glocke von Voiniceni stellt die Büste eines heiligen Bischofs ohne Attribute dar. Seine sehr gute Analogie aus dem 15. Jh. betrachtet die Forschung als ein Pilgerzeichen aus Maastricht, das den 384 den Märtyrertod gestorbenen Bischof, den Heiligen Servatius darstellt.

Das die Inschrift abschliessende Lilienornament auf der 1461 gegossenen Glocke von Sânmartin (Székelykeresztúr) ist mit grosser Wahrscheinlichkeit ebenfalls das Detail eines Pilgerzeichens. Das Ornament scheint ein Teil der zu einer Diademe biegbaren Bänder aus Zinn-Blei-Legierung zu sein, wobei zwischen den Lilien die Heiligen Drei Könige, anderorts die Madonna oder ein Engel geformt wurde.

Auf der Glocke von Scharnberg (Dumbrăvioara, Sáromberke) aus dem ausgehenden 15. Jh. – vermutlich auch ein Guss aus Bistritz – wurde eine ganze Sammlung von Pilgerzeichen aus Rom, Maastricht bzw. Köln aufbewahrt. Drei von denen stammen aus Rom, was eindeutig darauf hinweist, dass eines der wichtigsten Ziele der mittelalterlichen siebenbürgischen Pilgerfahrten Rom war.

Die mit Pilgerzeichen verzierten Glocken aus dem 15. Jh. wurden nicht nur in der mit Bistritz identifizierbaren nordsiebenbürgischen Werkstatt angefertigt. Ein grosses, fragmentarisches Aachener Pil-

gerzeichen schmückt die in einer unbekanntem Werkstatt angefertigte, nach der Revolution 1848 von einem unbekanntem Ort nach Sâncraiu (Kalotaszentkirály) geratene, 1481 gegossene Glocke. Ein geheimnisvolles Denkmal ist die aus Sicht der Pilgerzeichen ausserordentlich wichtige Glocke von Georgiu de Jos (Algyógy). Im jetzigen Stand unserer Forschung kann nicht entschieden werden, ob sie zerstört wurde oder irgendwo verborgen ist, aber nach ihren in unserem Material ungewohnten Detailformen und länglichen Proportionen stammt sie aus einer Werkstatt ausserhalb Siebenbürgens. Die besten Parallelen dazu sind unter den Glocken italienischen Ursprungs der nordadriatischen Küste zu finden.

Im Einklang mit den erhalten gebliebenen Pilgerzeichen weisen auch unsere schriftlichen Quellen darauf hin, dass das wichtigste Ziel der siebenbürgischen Pilgerfahrten Rom war (*ad limina beatorum Petri et Pauli apostolorum*), darüber hinaus sind aber auch Fahrten nach Aachen erwähnt, und es gab Leute, die die Reliquie des Heiligen Bluts in Báta (Kom. Tolna, Ungarn) aufsuchen wollten. Die schriftlichen Daten und Quellen widerspiegeln aber auch, dass nur ein verschwindend kleiner Teil der siebenbürgischen Gesellschaft solche kostspieligen Pilgerfahrten unternehmen konnte. Die Teilnehmer stammen aus den reicheren Schichten des städtischen Bürgertums und des Adels. Der Kreis der besuchten Gnadenorte wird durch die auf den Glocken erhalten gebliebenen Pilgerzeichenabdrücken deutlich erweitert.

Die auf den Glocken und Taufbecken erhalten gebliebenen Reliefs bedeuteten in ihrer ursprünglichen Form – obwohl sie als Ziermotive mittelalterlicher Bronzegüsse uns bekannt wurden – viel mehr als ein einfaches Ornament. Als von Goldschmieden angefertigte Kleiderschmuckstücke hoben sie die Persönlichkeit und den gesellschaftlichen Rang ihres Trägers hervor, aber sie beleuchteten auch das persönliche Glaubensleben des mittelalterlichen Menschen. Sie waren Zeugen des Besuchens entfernt liegender Gnadenorte oder der Mitgliedschaft religiöser Gesellschaften, und zugleich auch des gläubigen Privatlebens, das sich nicht nur im Besitzen medallongezierter Rosenkränze und Kreuze manifestierte, sondern sich auch – besonders beim wohlthuenden Teil des städtischen Bürgertums – in der Verehrung von Heiligenbildern oder Statuetten, Hausaltären und Reliquiaren äusserte. Die auf diesen Gegenständen sichtbaren Darstellungen waren für alle erkennbar, sie umfassten ein die grundlegenden religiösen Bedürfnisse des späten Mittelalters befriedigendes Bildmaterial.

*

Die Vorbereitung und Veröffentlichung des Buches wurden durch die Unterstützung des ungarischen Ministeriums für Kulturerbe, der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der Staatlichen Stiftung für Wissenschaftliche Forschung Ungarns (OTKA) und der Gerda Henkel Stiftung (Düsseldorf) ermöglicht.